

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Nach zwei Stunden war das Lager erreicht. José Maria gab die beiden zusammen, vor einem Altar, der aus drei aufeinander gestellten Trommeln bestand, getrönt von einem Kreuzfisz. In weitem Kreis herum standen dreitausend Dragoner, Kroaten und Ungarn. Und indessen draußen am finstern Horizont der Schein brennender Dörfer zuckte und das ganze Lager singend und schreiend um offene Weinfässer lagerte, in die man bis zu den Ellenbogen tauchte, wenn man schöpfte, feierte Jan seine Hochzeit mit Griet.

„Ja,“ sagte José Maria und suchte ein einsames Feuer auf, „das Leben ist seltsam und wunderbar. Ich wollte, ich wäre Jan; aber ich will ihm sein Glück nicht mißgönnen. Ich werde ein paar Seiten in La Boétie lesen wie einst im „Blauen Hecht“ zu Köln. Waren doch schöne Seiten.“

Aber er holte das Buch nicht, sondern saß und starrte ins Feuer, bis der Morgen dämmerte.

Um diese Zeit, als sich der Jubel im Lager schon zu legen begann, galoppierten zwei spanische Offiziere herein.

„Wo ist der General? Der General von Werth?“

Vor Jans Zelt stand in gebührender Entfernung der Doppelposten bei den Fahnen.

„Er darf nicht gestört werden. Rein, wir wollen unsern Kopf behalten.“

Die Offiziere schimpften und drohten, aber die Posten schüttelten eigensinnig den Kopf.

Da öffnete sich der Spalt in der Zeltwand des Generals, und Jan steckte seinen Kopf hindurch.

„Backerbombenundstöh! Ist man nicht in der Hochzeitsnacht ungestört?“

„Preisante Order, Excellenza.“

„Der den Wisch!“

Jan zog sich zurück.

„Mein Jan,“ rief Griet verträumt.

„Gleich, gleich, süße Kaye,“ sagte er und entfaltete den Brief. Aber er mußte erst Licht machen. Dicht an die Flamme hielt er das Papier. Darauf stand:

„Liebwerter Herr von Werth, Euer Excellenz haben mich in schwere Unruhe versetzt. Euer lästerliches Draufgehen hat die ganze politische Lage kompliziert. Bei meiner Unnade befehle ich Euch, sofort hinter die Somme Euch zu ziehen und das nächstemal die Order Eures Kriegsherrn abzuwarten, als welcher ich bin, Euer Excellenz, Maximilian, Kurfürst von Bayern.“

„Backerbombenundstöh!“

„Mein Jan!“

„Da hast du den Wisch, der May hat mich wieder am Bande!“

10. Kapitel.

Der Gefangene.

Jans Mut über den Befehl Maximilians kannte keine Grenzen.

Er rückte von Paris ab, nicht wie sonst auf dem Gaul, seinen Regimentern voraus, sondern inmitten der Nachhut, in Katesche mit Griet. Es konnte so aussehen, als erlaube ihm sein junges Liebesglück nicht, Griet zu verlassen, aber was er während der Fahrt sprach, sah wenig nach zärtlichen Liebesworten aus. Er schlug sich mit dem Kürfürsten herum, warf ihm vor, die große gemeinsame Sache zu verraten, nur um im Nothfalle an Richelieu einen Beistand zu haben, so daß Griet mit nicht eben sanften Worten ihn beschuldigte, überhaupt keine Liebe für sie zu empfinden. Er ließ sie reden und tauchte aus seinen Grübeleien erst auf, als seine junge Gattin in Tränen ausbrach und sich verschwor, nach Corbeil zu Marie-Anne zurückzukehren. Sie erhielt einen Bundesgenossen in José Maria, der neben dem Kutschenschlag ritt und Jan die Nähe französischer Regimenter anzeigte.

„Steig aufs Pferd,“ rief er, „schlag ihre Quartiere auf wie sonst, und wenn du nachts zurückkehrst, trunken von Sieg, freust du dich deines jungen Gemahls doppelt.“

„Ich reit' nicht wieder aus.“

„Wir wollen einen Becher zusammen leeren.“

Konzediert. Aber ich quittier' den Dienst. Dieser Krieg geht nie zu Ende. Die Fürsten sind's schuldig, mit ihrer Aengstlichkeit, ihrem Bögnern, ihrer Feigheit. Mir in den Arm zu fallen, wo ich Paris sicher hatte!“

„Mein Jan,“ sagte Griet, „laß uns nach Köln gehen. Der Winter kommt.“

„Ich werde ein Haus kaufen, ja, und wie ein Bürger leben, fette ansetzen und schimpfen auf den Lauf der Welt.“

José Maria lachte.

„Meinst du, daß du es könntest?“

Jan knurrte nur. Aber er ließ wirklich nach München melden, daß er Winterquartiere um Köln nehmen wolle.

Sie zogen langsam durch Flandern, über Jülich auf den Rhein zu. Jan war besinnlicher, als es sonst seine Art war. Nicht mehr im Rausch des Kampfes sah er zum erstenmal das Land, das er blühend gekannt, als Einöde, über der ein häßlicher, unsicherer Dunst lag, der nach Brand und Leichen roch.

„Ist alles der Fürsten Schuld,“ sagte er leise.

Als ihm nach langer Zeit wieder in dem toten Dämmergrau eines frühen Novemberabends das Baugerüst des Kölner Doms wie ein ungeheurer Galgen am Horizont erschien, überfiel ihn ein seltsames Frösteln. Auch Griet war nicht mehr die alte. Sie war bleich und still. Ist doch sonst nicht ihre Art, dachte Jan; aber er schwieg, denn eines Weibes Seele zu erforschen fiel ihm nicht bei.

Es war schon Nacht, als sie in Köln einzogen, ohne die Regimenter, die weit draußen im Lande Quartier bezogen hatten. Nur Griet war bei Jan und José Maria. In der Gereonsstraße war ihnen vom Kölner Rat das Haus bereitet. Als Jan in den niedrigen Stuben stand, inmitten der lastenden Stille einer friedlichen Nacht, meinte er zu ersticken. Er war der Ruhe ungewohnt geworden.

In einem Tage ging Jan mit José Maria nach dem Rhein zu. Als sie in die Nähe des Bollwerks kamen, wurde ihr Schritt langsamer, und plötzlich sahen sie sich an und lächelten.

„Wollen wir?“ fragte José Maria.

„Komm, Herzbruder. Erneuern wir die Tage unserer Jugend! Laß uns von alten Zeiten reden.“

Es stand wirklich noch, das Wirtshaus „Zum blauen Hecht“.

Sie tauchten nachsichtig lächelnd und ein wenig zögernd in den schwarzen Schlund ein, der wie in alten Zeiten nach Wein roch. Aber als ein alter, grauhaariger Kerl sie begrüßte, der nicht gerade ausah, als hielte er seine Gäste ungefälschten Weins für würdig, und als sie in das enge, dumpfe Gastzimmer traten und die Füße unter den schweren Eichenstühlen streckten, kam ihnen beiden das Gefühl: Was wollen wir hier?

Jan wurde zuerst wieder munter.

„Schaff Wein her, alter Schleicher!“ rief er und schlug auf den Tisch. „Eifer Wein, von dem noch ein Faß im Keller liegen muß! Ein dicker Engel ist auf das Faß gemalt und hat eine Traube in der Hand. Und schaff die Witwe Schmitz her, Tugendjosepha, sie soll an meiner Seite sitzen!“ Ehedem Witwe Schmitz, gnädiger Herr, wohlgeremt, ehedem. Jetzt meine Hausfrau, wenn Ihr mich um Auskunft fragt!“

„Siehst du, José Maria,“ sagte Jan, als der Alte gegangen war. „Auch Tugendjosepha ist dahin!“

Sie kam unsicher und zögernd und blinzelte in die Dämmerung. Jan konnte nicht finden, daß sie magerer geworden war als die Jahre. Sie mußte es gut abpassen, um durch die Türöffnung zu kommen.

Sie erkannte ihn sofort und blieb stehen, die Hände über dem Leib gefaltet.

„Herr Jan!“ sagte sie, und die Tränen liefen ihr über die fetten Waden. „Herr Jan!“

Und sie trat zu ihm und tätschelte seinen Kopf wie einem Kinde.

„Seid Ihr es denn wirklich, von dem die Buben singen? Auf dem Bollwerk spielen sie „Jan von Werth“; ich hab' ihnen manchen lieben Tag zugehört. O Herr Jan!“

„Ja, Herrn von Werths Exzellenz, Frau Josepha; macht einen Knids,“ sagte José Maria.

„Nein, Herr Abbe oder Herr Feldpropst, für mich ist es Jan, der kleine Jan. Es war sicher nicht edel von Euch — damals — an ihm und mir so zu handeln. Denn wäret Ihr nicht gewesen, Jan säße heute hier — und nicht ein anderer.“

„Baderbombenundflöh,“ rief Jan und lachte, „löst Euch der General keine Achtung ein?“

„Ach, Herr Jan, General hin, General her. Als General habt Ihr ein Habit und als Schenkwirt auch. Zieht Ihr's Habit aus, seid Ihr der Jan. Und um keinen andern sollte es mir zu tun sein.“

Sie saßen still beisammen. Josephas Ehemann schlurfte hin und her und sah grämlich aus.

Jan sah an den braunen Holzwänden empor und hörte die alte Aposteluhr schlagen.

„Ist alles wie sonst,“ sagte er und trank.

Zum erstemal in seinem Leben hörte er das dumpfe Rauschen der Zeit, die von ihm wegfloß. Wo war der rosige Jan von früher mit dem weißblonden Haar? Wo die Torheit und brausende Sehnsucht des jungen Lebens? Hatte er wirklich hier gelebt und davon geträumt, ein Dragoner zu werden, der nachts am zusammensinkenden Feuer lag?

„José Maria,“ sagte er, „ich habe mein Leben ausgeben wollen, wie die Quelle ihr Wasser. Und bin in eine ängstliche Welt gekommen, wo man sich nicht ausgeben darf. Man sagt Exzellenz zu mir, und ich wollte, wir wären wieder jung, und du lehrtest mich den Apfelstich.“

„Unser Herz ist unruhig,“ sprach der Abbe vor sich hin. „Unruhig und sehnt sich. Ist es zufrieden, wenn es das Ziel seiner Sehnsucht erreicht hat? Neue Fernen tun sich auf, Jan, und darüber vergeht das Leben.“

„Da sitzt mir nun ein liebes Weib zu Hause. Ich habe lange um sie gebient. Aber sie ist es nicht mehr, um die ich geworben.“

„Diebt Ihr sie nicht?“ — fragte Frau Josepha.

„Er liebt sie wie am ersten Tag,“ sagte José Maria rasch, „aber nach den langen Zeiten des Wartens, der Unruhe und des Sehnsüchtens wird sie nun still, und ihr Herz altert.“

Jan sprang auf und rief:

„Eine saubere Stunde, um sich aufzuhängen! Hätte ich erst den Gaul wieder zwischen den Beinen, und es wäre Ritternacht, und es ginge los! Stillstehen ist kein Geschäft für mich. Laß uns gehen.“

„Aber Ihr kommt wieder?“ fragte Frau Josepha.

„Ich seh' Gräber nicht gern!“ rief er und reckte sich. „Komm, Herzbruder!“

Eines Nachts schreckte er aus dem Schlafe auf.

„Hier!“ rief er und „ja, ich komme.“

Griet fuhr empor und umhalste ihn.

„Mein Jan! Was ist dir?“

Er sah sie an und strich sich langsam und gleichmäßig die Stirn.

„Eine Trompete blies,“ sagte er leise. „Eine kaiserliche Trompete rief mich. Hast du die Trompete nicht gehört?“

„Nein, nein! Wir sind in Köln, in unserm friedlichen Hause, Jan.“

Da ließ er sich schwer zurückfallen und seufzte. Er merkte nicht, daß neben ihm sein Weib seinen erregten Atem belauschte und — weinte. Denn in ihr war das deutliche und schmerzliche Bewußtsein: er sehnt sich fort von mir.

Jan hatte im Hause und in den Gassen keine Ruhe mehr. Er wurde reizbar wie ein Stier. Er ritt vor die Tore und jagte durch die winterlichen Felder, aber plötzlich hielt er mit einem gewaltsamen Ruck sein Pferd an, denn es schien ihm lächerlich, so ohne Ziel und Zweck herumzureiten wie ein Narr.

(Fortsetzung folgt.)

Eine ungefährliche Geistesstörung.

Humoreske von Adolf Thiele.

„Da Sie gerade von Sinnesstörungen sprechen,“ sagte der Kaufmann Neuert, ein älterer Herr, als er am Stammtische saß, „kleine Sinnesstörungen hat wohl jeder von uns schon erlebt, zum Beispiel daß er einmal geglaubt hat, einen Ruf oder Musik zu hören, oder daß es ihm einmal schien, als sei soeben etwas an ihm vorübergehulcht. Selten sind dagegen wohl die Fälle, in denen jemand glaubt, er habe einmal eine Geistesstörung erlitten.“

Natürlich meine ich nicht die Fälle, wo man einmal eine Dummheit macht — wer machte die nicht? — und hinterher sagt: Da muß ich doch verrückt gewesen sein! Nein, ich meine wirkliche Störung des Gehirns, die einem etwas vorbiegelt, das nicht erlischt. Da fällt mir ein spaßiger Fall dieser Art ein. Sie fragen: Kann denn eine Geistesstörung spaßig sein? Nun, im vorliegenden Falle schon. Ich soll erzählen? Nun gut!

Es ist nun schon eine Reihe von Jahren her, da fuhr ich auf der Eisenbahn eine längere Strecke mit einem Herrn zusammen. Er war ebenfalls Kaufmann, und so fanden wir denn in unserem Gespräch zahlreiche Anknüpfungspunkte. Da wir auch in unseren Ansichten „konform gingen“, so entwickelte sich schließlich eine Vertraulichkeit, ja eine Art von Freundschaft zwischen uns, es war, als kannten wir uns schon seit Jahren.

Unter anderem kamen wir auch auf das Gebiet der geistigen Fähigkeiten zu sprechen; soviel ich mich erinnere, sprachen wir davon, daß durch starke Ermüdung die geistige Kraft abnehme.

Eine trübe Erinnerung schien plötzlich in meinem Reisegepäcke aufzusteigen, seine Rüge drückten eine Art beklemmende Traurigkeit aus und seine Stimme klang gedrückt.

Teilnehmend erkundigte ich mich nach der Ursache seines Kammers.

„Es ist allerdings eine sehr fatale Sache, die mir gerade in den Sinn kommt,“ sagte er zögernd. „Sie sind ja ein vernünftiger und teilnehmender Mann, Ihnen kann ich es schließlich mitteilen. Ich bin, wie ich sonst wohl annehmen darf, geistig völlig klar, ich denke logisch und kenne auch keine Ermüdungszustände. Und doch ist mir, vor ein paar Jahren war es, ein Fall passiert, der mich schon manchmal bedrückt hat, eine wirkliche Geistesstörung. Hören Sie, bitte, einmal zu! Ich fuhr eines Nachmittags in einem Schnellzuge von Bielefeld nach Magdeburg, das heißt, ich wollte dorthin fahren.“

Es war ein warmer Tag, ich nahm mir daher vor, in Hannover, wo fünf Minuten Aufenthalt waren, auszustiegen und im Bahnhofrestaurant ein Glas Bier zu trinken. Ich fuhr allein in

einem Abteil zweiter Klasse, und auch sonst besand sich anscheinend niemand im Wagen. Es war also sehr ruhig um mich herum, und so schiel ich denn ein, nachdem wir Minden passiert hatten. Es war gegen drei Uhr. Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht, darauf kommt hierbei auch nichts an.

Blötzlich höre ich einen lauten Ruf: „Dannover, fünf Minuten Aufenthalt!“ Schlaftrunken sahre ich auf; da steht ein Bahnbeamter an der Wagentür, die er aufgerissen hat. Fünf Minuten, sage ich mir. Du willst hier ja ein Glas Bier trinken! Ich verlasse also den Wagen, schlage die Tür hinter mir zu und gehe trotz meiner Schlaftrunkenheit schnell in das Restaurant zweiter Klasse. Hier trete ich zum Wärfel, lasse mir ein Glas Bier geben und trinke es.

Nach etwa vier Minuten verlasse ich das Restaurant und kehre auf den Perron zurück.

Und da — denken Sie sich — ist mein Zug verschwunden. Ich blide erstaunt herum und sehe mitten auf dem Perron mein Gepäck, einen Sandföcher und den Regenschirm.

Vor Erstaunen war ich ganz außer mir. Ich hatte weder das Läuten noch das Pfeifen gehört. — „Das war ja damals noch üblich, ebenso wie das Wort Perron,“ unterbrach sich der Erzähler. — „Nirgend's eine Spur von einem Zug zu sehen! Ich stand vor einem Rätsel.“

Mein Erstaunen wuchs, als ich auf die Bahnhofsuhr und meine Taschenuhr sah; beide zeigten fünf Minuten vor fünf.

„Da hast du ein paar Stunden geschlafen!“ sagte ich mir einen Moment, aber sofort fiel mir ein, daß ich ja dann längst in der Nähe von Magdeburg fahren müßte. Und ich stand doch auf dem Bahnhof in Dannover!

Ganz aufgeregt begab ich mich nun zum Stationsvorstand. „Wo ist denn mein Zug geblieben?“ fragte ich in meiner Verwirrung.

„Ja welcher Zug denn?“ erwiderte der Assistent, der zurzeit gerade Dienst hatte. „Hier laufen vielezüge aus und ein!“

„Der Zug nach Magdeburg,“ rief ich. „Ich bin eben von Bielefeld im Schnellzug angekommen und will nach Magdeburg weiterfahren!“

„Kann ich einmal Ihre Billett sehen?“

„Jawohl, bitte, hier!“

„Um, richtig, durchgehender Schnellzug von Bielefeld nach Magdeburg!“ sagte der Assistent verwundert. „Sie sagen, Sie seien eben erst angekommen?“

„Jawohl, vor vielleicht sieben Minuten stieg ich aus dem Schnellzuge aus und ging ins Bahnhofrestaurant, um ein Glas Bier zu trinken. Wie ich auf den Perron zurückkomme, ist der Schnellzug fort und mein Gepäck steht da! Hier habe ich es!“

„Das ist mir unerklärlich!“ sagte der Beamte, ein ruhiger, anscheinend sehr besonnener Mann. „Wie ist denn das nur möglich? Es ist jetzt fünf Uhr, und um diese Zeit kommt kein Schnellzug von Bielefeld an. Sagen Sie denn im richtigen Zuge?“

„Jawohl, ich bin in Bielefeld abgefahren, bin durch Minden gekommen, habe dann kurze Zeit geschlafen und bin hier in Dannover vor wenigen Minuten angekommen und durch den Schaffner geweckt worden.“

Der Beamte schüttelte den Kopf. Wir redeten noch lange hin und her, aber konnten uns nicht einigen. Der Assistent blieb dabei, und er zeigte es mir auch auf dem Fahrplane, daß der Schnellzug von Bielefeld um drei Uhr angekommen sei, und ich blieb dabei, daß ich vor einigen Minuten, also kurz vor fünf Uhr, ausgestiegen war. Schließlich ging ich ganz aufgeregt hinaus und rief noch: „Na, dann muß ich verrückt gewesen sein!“

Ich begab mich ins Bahnhofrestaurant und fuhr dann mit dem nächsten Schnellzug, der gegen sechs Uhr ging, nach Magdeburg. Weil ich mich genierte, erzählte ich sonst niemand meine Geschichte, ich erkundigte mich aber so ganz nebenher beim Kellner und bei einem andern Reisenden über diezüge und erfuhr von ihnen dasselbe wie von dem Assistenten.

„Die Sache ist mir noch heute — es sind nun ein paar Jahre her — ganz unerklärlich. Ich habe schon manchmal darüber nachgedrückt und bin ganz melancholisch geworden. Es ist doch auch schrecklich, wenn man daran denken muß, daß man einmal eine Geistesstörung gehabt hat! Was meinen Sie nun,“ fragte er schließlich in traurigem Tone, „können Sie sich die Sache anders erklären?“

„Nun, meine Herren“ — fuhr Reuert fort — „finden Sie eine Erklärung? Auch nicht? Also weiter! Während mir mein Reisegefährte seine seltsame Geschichte erzählte, gingen mir allerlei Erinnerungen durch den Kopf. Hatte ich das nicht alles schon einmal in der Zeitung gelesen? Mehr und mehr kehrte mir die Erinnerung zurück, und als er dann mit seiner traurigen Frage schloß, war ich mir klar.“

„Ja, ich kann Ihnen die Sache erklären!“ sagte ich und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Wie?“ rief er ganz erstaunt.

„Ihre Geschichte hat in den Zeitungen gestanden,“ fuhr ich fort, „und zwar, wie ich mich erinnere, zuerst in der „Kölnischen Zeitung“. Es muß im Jahre 1899 gewesen sein.“

„Jawohl, das dürfte stimmen!“ rief mein Reisegefährte in höchster Spannung.

„Nun, dann will ich Ihnen erzählen,“ sagte ich, „was ich dort gelesen habe. Als Sie damals das Zimmer des diensttuenden Assi-

stenten verlassen hatten, steckte ein Rangierer den Kopf in die Tür und fragte mit geheimnisvoller Miene: „Ist bei weg?“

„Wer denn?“ fragte der Assistent.

„Na, der Kerl, der eben hier war!“ Und nun teilte er denn Folgendes mit:

Als der Schnellzug um drei Uhr eingelaufen war, erhielt der Rangierer vom Zugführer den Auftrag, den letzten Wagen des Zuges abzuhängen und zur Ausbesserung in die Reparaturwerkstatt zu bringen. Erinnern Sie sich, daß Sie im letzten Wagen saßen?“

„Allerdings, ich erinnere mich! Doch bitte weiter!“ rief mein Reisegefährte.

„Der abgehängte Wagen,“ fuhr ich fort, „konnte nun nicht gleich in die Werkstatt gefahren werden, er wurde zunächst auf ein Nebengeleis geschoben und traf erst etwa halb fünf Uhr in der Werkstatt ein. Der Rangierer warf zufällig einen Blick in ein Fenster und sah dort eine Reisetasche. Er forschte weiter nach und erblickte dann auch den dazugehörigen Reisenden, der sanft schlief!“

„Und das war also ich?“ fragte mein Gegenüber gespannt.

„Allerdings! Was nun tun? Kurz entschlossen legt er die Rangiermaschine wieder an den Wagen und fährt ihn nach dem Personenbahnhofe zurück. Kaum steht der Wagen, da reißt der Rangierer die Tür auf und ruft: „Dannover, fünf Minuten Aufenthalt!“ Sie stiegen nun aus und gingen sofort ins Restaurant. Gütig stellte nun der Mann Ihr Gepäck auf den Perron und verließ mit Maschine und Wagen den Personenbahnhof.“

„Ach!“ seufzte mein Reisegefährte tief auf. „Das wäre also die Lösung des Rätsels! Der Stationsassistent hat dann sicherlich nichts von dem Vorfahren des Wagens gesehen!“

„Anscheinend. Und hinterher hat er es auch für rätlicher gehalten, Sie nicht aufzuklären.“

„Sie glauben gar nicht, wie dankbar ich Ihnen bin!“ sagte nun mein Reisegefährte. „Also keine Geistesstörung!“

„Mein!“ rief ich laut lachend. „Nur der ingeniöse Einfall eines Rangierers, einen Schnellzug zu imitieren!“

Darum, daß er sein Leben in den Tod gegeben....

Von J. Held.

Nun war es beschlossen! Oberleutnant von Wilderich sah, als er mit sich fertig geworden, noch einmal über die blonden und braunen Köpfe seiner Offiziere fort, weil er auf dem Rande des Schützengrabens, in dem sie lagen, stand, und gab dann seinen Befehl. Er klang kurz und scharf durch den verdämmerten Aprilabend, zu dem hinüber, für welchen er bestimmt war: „Herr Oberleutnant Wegner, nehmen Sie das Pferd, das Kruse II bereits anführt, und reiten Sie unverzüglich zu Hauptmann Stebefe. Im Galopp, wenn ich bitten darf. Befehl: Hauptmann Stebefe soll sofort die Stellung des Feindes in der Waldparzelle 3, Karte Karree 6 erkunden und hier Meldung machen!“

Oberleutnant Wegner schlug die Haden zusammen und stieg mit steifen Knien aus dem Bau aus Erde, Schlamm und Dunst in die frische Luft empor. Dabei dachte er mechanisch: „Na, da gratuliere ich aber dem Stebefe. In der Waldparzelle sitzt der Teufel, und wenn er wirklich die geforderte Meldung macht, dann geht's nicht mit rechten Dingen zu.“ Und während er den Schimmel, der schon bereit stand, bestieg, durchforstete ihn ein seltsames Hüten.

Wenn der Hauptmann Stebefe fiel — Er gab sich einen Ruck und sah aufrecht und steil im Sattel. Er sprengte vorwärts, im Galopp, wie der Oberleutnant es befohlen hatte. Aber die Gedanken flogen mit: Wenn — wenn — Und aus dem Dunst des weichen Aprilabends rang sich eine schlanke, schmale Frauengestalt und lächelte ihm entgegen.

Er kannte sie gar wohl! Hatte er doch vier lange Jahre nichts anderes gedacht, als daß sie einst sein Weib sein würde. Dann aber kam Hauptmann Stebefe dazwischen. Noch war ja kein Wort von seinen Lippen gekommen, das die schöne Gertrud Barberlein gebunden hätte. Und das war sein Fehler gewesen. Nun sprach der andere. Ehe er auszog, strakte er den Ring an die Linke der lieblichen Gertrud, und wenn er heimkam, dann gab es Hochzeit! Wiederum ein — wenn —

Er würde aber nicht heimkommen von diesem Walddritt! Drei andere Kameraden lagen dort auch irgendwo, und, wenn die Braut den Schmerz überwunden haben würde, dann kam er. Sie war jung, und sie hatte ihn gern gehabt! Mehr als das! Wäre er nicht so voller Bedenken und Erwägen gewesen, gehörte sie jetzt ihm. Das hatte er oft genug gefühlt. Nur seinem Zaudern war es zuzuschreiben, daß sie sich schnell für den anderen entschied. Blötzlich fürchte eine heiße Welle der Scham seine Stirn. Er belog sich ja in diesem Augenblick! Sie liebte ihren Verlobten, und für ihn hatte sie niemals andere Gefühle, als rein schwehliche und freundschaftliche gehabt. Aber trotzdem — wenn der andere nicht gewesen wäre, oder jetzt blötzlich verschwände — o ja — gewiß sogar! — Und der Oberleutnant Wegner spornete den Schimmel und jagte wilder geradeaus! — Wenn — wenn —

Er wollte nicht mehr an sie denken. Er zwang sich zu fest-täglichen Gedanken; denn es war heute Karfreitag, und das Osterfest war nahe. Ein Tag des Opfers nach dem göttlichen Vorbilde! Ein trüber Tag. Und die Kindelst erland ihm aus dem Nebel. Er sah sich wieder in dem alten Pfarrhause, das sein Elternhaus umschloß, hörte die tiefe, milde Stimme seines Vaters, und

die beste, zärtliche der blonden Mutter, sah die Hauspostille und vernahm das Wort des Kartages. Aber, seltsam, er konnte es nicht verstehen. Nur ein Satz blieb in seinen Ohren: „Darum, daß er sein Leben in den Tod gegeben hatte —“

Was sollte ihm jetzt dieser traurige Satz? Er wollte doch leben!

Der weiche, regen durchtränkte Waldboden dämpfte den Ton der Fußschläge. Unhörbar schien der Gaul unter und mit ihm dahinzuliegen. Und das Frieren einer heimlichen Angst überkam ihn von neuem. Was war das nur? Trug er nicht längst das Eisene Kreuz, hatte er sich nicht mehr als einmal ausgezeichnet, im dichtesten Kugelregen mit einem Lächeln der Freude gestanden — und jetzt fror er in einer rätselhaften Angst? Um wen denn? Etwas um Hauptmann Stebels, der ihm im letzten Augenblick die Braut fortgenommen hatte?

Um den nicht! Um sie, das Mädchen seiner Liebe, seine kleine, süße Gertrud. Er nannte sie mehrmals hintereinander mit diesem Namen, und empfand nicht, daß es ein Unrecht sei; fühlte nur eine stutende Seligkeit und das Bewußtsein, daß er niemals aufgehört hatte, im Geiste vor ihr zu knien. Und wenn jetzt Hauptmann Stebels den Walddritt ausführte und nicht ans Ziel kam, dann — ja, du großer Gott —! Eine neue purpurne Welle stammte vor seinen Augen auf, sein Herz tat einen rasenden Schlag, sein Atem wollte aussetzen. Er fühlte, wie tief diese oft unterdrückte und bekämpfte Liebe mit ihm verwachsen war. Er wollte Geduld haben. Warten. Vor ihr knien, sie behüten und trösten. Aber eines Tages, dann sollte Warten und Bangen zu Ende sein, dann wollte er sie an sich reihen.

Wenn Hauptmann Stebels von dem Walddritt nicht zurückkam? — Ob sie wohl weinen würde, wenn —? Er meinte ihr heißes, verzweifeltes Schließen zu hören, wie sie sich in Schmerzen und Leid wand, und wußte plötzlich, daß er sich belogen hatte. Sie liebte ihren Verlobten. Aber dennoch, als Ertrag in ihres Herzens Not würde sie den alten Freund erhören. — Wenn —. Das genügte ihm. Er forderte keine Liebe. Nur das eine — sie. Und er jagte in rasenden Sprüngen mit dem Schimmel weiter; denn hier mußte Hauptmann Stebels zu finden sein.

Eine eigene Sache, einen in den Tod zu schicken — auf Befehl freilich! Einer den Bestenben zu nehmen — auf Befehl freilich! — Na ja, vorwärts! Schön-Gertrud, du süßes, blondes, geliebtes!

Da war er — mit seinen Leuten. Raun tausend Schritte weit weg. So, nun den Befehl! Was war das? Ein Brausen in den Ohren, ein Rückwärtsreißen wie durch eine eiserne Faust. „Darum, daß er sein Leben in den Tod gegeben hat“ —. Die Stimme des Vaters! Das Lächeln der Mutter! Das Singen der Heimatkloden von dem schiefen Turm der Dorfkirche!

Er riß den Schimmel herum. Nicht Hauptmann Stebels sollte in die Waldburgelle hinein, nein, er — er wollte es tun! Ausreden gab's schon nachher: Nicht gefunden. — Gut, gut! Wenn nur der Befehl ausgeführt war! — — —

Der Oberleutnant von Wilderich stand immer noch auf dem Rande des Säpfergrabens. „Kommt er denn noch nicht zurück, noch immer nicht?“

„3-Befehl, nein, Herr Oberleutnant!“

„Das ist ja unerträglich! — Jetzt —“

„3-Befehl, ja, ich glaube —“

„Richtig, der Schimmel! Da — endlich!“

Weldung. Hand am grauüberzogenen Helm: „In Waldburgelle 3 liegt eine Schwadron französischer Ufer! Nicht mehr. Wer auch hundert Geschütze liegen fest im Schlamm. 3-Befehl, Herr Oberleutnant!“

Der Reiter taumelte plötzlich wie ein Trunkener. Jemand sprang vor und stützte die wankende, schlante Gestalt des Oberleutnants, kräftige Arme hoben ihn aus dem Sattel, bitteten ihn sanft. Handbreit stoß ein Burpurkreuz über das schwarze Grau der zeretzten Uniform: „Herr Oberleutnant — Weisner —“ Ein Lächeln! Ein Nicken! „Schießen gut, die Ufer. War selbst drin. 3-Befehl!“

Ein tiefes Nicken, ein Blick gen Himmel. Vater und Mutter und Mordengesang vom Dorfkirchlein. Und eine geliebte schlante Mädchengestalt, der er ihr Glück bewahrt hatte. Und Engelreigen! Ueber allem aber das alte köstliche Jesajaswort, die Verheißung der höchsten Seligkeit: „Darum, daß er sein Leben in den Tod gegeben hat —“

Dermitliches.

* Der April nach dem Kalender. Das Wort April soll herkommen von aperire = öffnen, so daß also April so viel wie Eröffnungs- oder Frühlingsmonat hieße. Im altrömischen Kalender war der April der zweite Monat im Jahre und hatte 29 Tage; erst mit der Julianischen Kalenderreform erhielt er 30 Tage und wurde zum vierten Monat. — In manchen Gegenden Frankreichs wurde in der mittelalterlichen Zeit und darüber hinaus bis ins 16. Jahrhundert hinein das Neujahrsfest am 1. April gefeiert. Als dann der Beginn des Jahres auf den 1. Januar verlegt worden war, wußten zunächst viele Leute, die

gewohnheitsmäßig ein Neujahrsgeheim verlangt hatten, nicht recht, wann sie es nach dieser Neuregelung verlangen sollten. So wurden sie am 1. Januar auf den 1. April verdrängt und an diesem Tage auf den nächsten Januar. Auf diese Weise soll das Wort „In den April schicken“ entstanden sein. In unjeren Breitengraden ist der April der unbeständigste Monat; seine Wetterwendigkeit ist sprichwörtlich geworden. Er bringt uns manchmal noch Frost und Schnee, dann aber auch oft schon schöne warme Tage, und manchmal wechseln Sonnenschein und schwere Regenschürze viertelstundenweise ab. Unter Karl dem Großen erhielt der April den Namen Ostermonat und Ostermond oder Ostermond und heißt so in der deutschen Bevölkerung auch jetzt noch vielfach. Bei der ländlichen Bevölkerung wird er auch noch Gras- oder Wiesenmonat genannt. In ihm nimmt die Tageslänge um 1 Stunde 58 Minuten zu. Nach mitteleuropäischer Zeit geht die Sonne am 31. März um 5 Uhr 41 Minuten auf, und um 6 Uhr 29 Minuten unter, am 30. April aber kommt die Sonne um 4 Uhr 35 Minuten hervor, und geht um 7 Uhr 21 Minuten unter. Am Morgen scheint die Sonne 66 Minuten, am Abend 52 Minuten länger. Die Tageslänge beträgt am 31. März 12 Stunden 48 Minuten und am 30. April 14 Stunden 46 Minuten. Im Kalender der französischen Republik fiel der April bis zum 19. in den Verminal- oder Reim- und Erwohmonat und vom 20. ab in den Floréal oder Blütenmonat.

* Feldmarschall Doktor. Die Tatsache, daß Feldherren zu Doctores honoris causa ernannt wurden und auch dieser Tage einem Oberst im Großen Generalstab diese akademische Würde verliehen worden ist, erinnert an zwei bübische Blücher-Anekdoten. Als Blücher seine Ernennung zum Ehren doktor erhielt, äußerte er: „Wenn sie mich zum Doktor machen, so muß mein Gneisenau mindestens Apotheker werden.“ Als dann nach dem Kriege, am 5. August 1814, Blücher beim Staatskanzler Fürsten von Hardenberg zum Festmahle geladen war, befand sich der Geheimrat Dr. Heim, der berühmte und in Berlin ungemein populäre Arzt, unter den Festgästen. Heim ergriff die Gelegenheit, seinen neuen „Kommilitonen“ zu feiern und erhob sein Glas mit den Worten: „Es lebe der junge Doktor, Fürst Blücher.“ Sogleich erhob sich der gefeierte Feldherr und erwiderte: „Es lebe der Feldmarschall der Doktoren, mein Kollege Heim!“

* Russischer Befähigungsnachweis. Wie man in Rußland einen Posten erhält, teilt Max Eyth, der deutsche Schriftsteller und Ingenieur, in seinen Briefen mit. Eine Schulden-tilgungsbehörde wurde aufgelöst. Ein bei ihr beamteter Staatsrat sollte anderweitig verwendet werden. Nichts war frei als die Leitung eines Salzwerks. Der Minister fragt den Staatsrat: „Verstehen Sie etwas von Salz?“ Er antwortet: „Ich weiß, daß das Salz die Würze des Lebens ist.“ Minister: „Das ist nicht viel. Aber ich denke, es genügt.“ Und es genügt.

* „Doh geht mer kapott.“ Ein echter deutscher Soldat kennt kein Banken und Weichen. Die Disziplin ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen, und wo die Pflicht ihn hingestellt hat, bleibt er stehen, es mag da kommen, was will. Ein sehr lustiges Stückchen, das diese Tatsache mit einem drolligen Beispiel belegt, wurde von einem braven Kölner 1870 ausgeführt. Die Abstellung lag auf Schloß Marré in Neapel, und es wurden wie gewöhnlich Posten ausgestellt. Plötzlich schlug eine Granate in den Garten ein. Man glaubte anfangs, es sei nur ein Schredschuß, doch fielen gleich darauf zwei Granaten ins Schloß, eine dritte nahm das Dach weg. Auf Kommando ergriff jeder Gewehr und Gepäck, um nach den Laufgräben zu gelangen, während eine Granate nach der anderen einschlug. Durch einen Weiber, der mit einer dünnen, sofort brechenden Eisdecke überzogen war, mußte man waten, — manchem ging das Wasser bis über die Schultern, doch rettete man sich bis auf einen Kölner, der vor dem Schlosse auf Posten stand und nur ein kleines Stückchen Mauer als Deckung hatte. Das wurde zusammengeschoffen, alle gaben ihn daher verloren und bebauerten schon den Tod des braven Kameraden. Wer beschrieb aber die Freude, als der brave Kölner endlich heranmarschiert kommt und sich beim Kompagnieführer, mit der linken Hand aufs Schloß deutend, in echtem Kölner Dialekt meldet: „Herr Veitenamb, muß ich dann doch stumm hsteve, dat hält sei Minisch uhs, doh geht mer kapott!“ Trotz des Ernstes der Situation mußten alle lachen. Der brave Soldat hatte von 18 Granaten, die der Feind aufs Schloß geschand, 14 auf seinem gefährlichen Posten ausgehalten und sich vielleicht noch unerschrockener gezeigt als mancher in der Schlacht.

Ergänzungsrätsel.

S..g u..l.g.
W.ch.t.u. T.g.;
M.f..t..e.i.g.n
D.r.e.r.g.n!

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:
S ä g e, S a g e.